



Die Abbatia vom Fort Royal aus gesehen.
(Aus »Lacroma« von Kronprinzessin-Witwe Stephanie.)

Lacroma.

Lacroma, ein rohes Juwel, lag Jahrhunderte unbeachtet und ungewürdigt an der adriatischen Küste, wie wenn die Natur auf ihrer Flucht aus dem rauhen Norden in sonnigere Breiten diesen Edelstein von durch und durch südlicher Pracht verloren hätte. Wohl hatte der naturfreundliche Sinn der Benediktiner diesen herrlichen Fleck Erde seinem Urzustande für kurze Zeit entrissen, allein muselmännische Barbarei vernichtete, was die Kunst und der Fleiß der Mönche geschaffen hatte. Nun legte sich der Staub der Jahrhunderte auf Lacroma, das ein unscheinbares, vergessenes Eiland wurde. Erzherzog Maximilian, der nachmalige Kaiser Max, war es, der dieses Kleinod wieder fand und ihm neuen Glanz verlieh; wie hoch der poetische Prinz Lacroma schätzte, beweist manches seiner Gedichte. Und als das tragische Geschick des Kaisers Max der Insel wieder ihren Beschützer und Schützer entriß, setzte nach einiger Frist der Neffe des Dahingeshiedenen, der ihm geistig vielfach verwandte Kronprinz Rudolf, die Tradition seines erlauchten Oheims fort. Was diese zwei hochbegabten Fürsten begonnen, vollendete nun Kronprinzessin-Witwe Stephanie: sie gab dem Juwel, welchem die zwei ihr theueren Personen den Schluß verliehen, die Fassung. Ihre vor Kurzem erschienene Arbeit über Lacroma *) soll, wie aus den im Werke selbst enthaltenen Andeutungen hervorgeht, nichts anderes sein: eine literarische Festhaltung des Reizes der von der Prinzessin gleichfalls bewunderten Insel — die Fassung, welche nicht selbst zu glänzen beabsichtigt, sondern nur fremden Glanz zur Geltung zu bringen sucht.

Diese Einschränkung legt nicht nur Zeugniß ab für die bescheidene Natur der fürstlichen Verfasserin, sondern auch für ihren feinen literarischen Takt. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, und die Grenzen eines Stoffes mit sicherem Blick zu erkennen, ist schon allein ein meisterhafter Zug. Kronprinzessin-Witwe Stephanie will nicht als Schriftstellerin brilliren, ist doch ihr »Lacroma« eine — Tendenzschrift, welche ihre Bestimmung mit edler Aufrichtigkeit an der Stirne trägt. »Wöge es mir gegönnt sein, die Aufmerksamkeit und das Interesse meiner Leser für einen kleinen auserlesenen Fleck an der schönen Küste unseres Vaterlandes zu wecken!« setzt die hohe Autorin gewissermaßen als Motto ihrer Schrift vor, und bekundet hiemit deutlich, daß sie dieselbe nicht als ein Spiel selbstgefälliger Schöngesterei, sondern als Ausfluß werththätiger Hilfsbereitschaft aufgenommen wissen will. Aber auch abgesehen von dieser Bestimmung des Werkes, abgesehen von dem Interesse, welches dasselbe durch seinen Ursprung einflößt, geht von ihm ein eigener Reiz aus. Die Anschaulichkeit, mit welcher die Natur geschildert wird, die wie mit jeden Pinselstrichen hingeworfene Wiedergabe von Naturvorgängen — wir verweisen insbesondere auf die Schilderung eines Sturmes — lassen erkennen, daß Kronprinzessin-Witwe Stephanie, welche auch eine begabte Landschaftszeichnerin ist, mit den Augen einer Künstlerin zu sehen versteht.

So vereinigt sich Alles, um diese, auch äußerlich auf das Würdigste ausgestattete, literarische Gabe, zu einer höchst erfreulichen zu machen; sie legt neuerdings Zeugniß ab von dem hohen Streben nach dem Schönen und Guten, welches Kronprinzessin-Witwe Stephanie erfüllt.

*) Lacroma. Von Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie. Mit Illustrationen nach Originalen des k. u. k. Kammer-Marienmalers A. Verfa. — Wien, 1872. Verlegt v. R. R. R. u. T. Hof- und Kammer-Buchhändler.



Den Weg verloren.

Novelle von Emile Barriot.

(Zähl.)

IV.



as, was ich Ihnen erzählte, wird beinahe allen Männern und auch vielen Frauen unbegreiflich vorkommen. Unbedeutende, kühle oder auch weicherzige Mädchen lieben pflichtschuldigst Denjenigen, der sie liebt, und bilden sich ein, daß er der Rechte wäre. Aber Mädchen meines Schlages

— herbe, selbständige, leidenschaftliche Naturen — lassen sich kein Gefühl aufdrängen, sind nicht zu überreden und von der sogenannten Vernunft einzulullen. Zwischen beiden Geschlechtern herrscht naturgemäß etwas Feindseliges. Sie sind zu sehr auf einander angewiesen, um sich wechselseitig entbehren zu können — aber daß sie einander so nothwendig brauchen, erbittert sie eben gegen einander. Es besteht zwischen ihnen ein ewiger Kampf um die Herrschaft . . . Keines will sich überlisten, verdrängen, besiegen lassen . . .

Und wenn sich nun eine herbe Natur, sei es ein Weib oder ein Mann, von dem Dämon Liebe überfallen sieht, wird sie sich mit allen Kräften dagegen wehren, wider den Gegenstand ihrer unwilligen Reizung oft Regungen des Hasses empfinden, die Macht, der sie sich überliefert fühlt, verwünschen und Alles thun, um sie niederzuringen. Es ist eine entsetzlich demüthigende und peinigende Empfindung, sich so wehrlos zu wissen in der Hand eines Anderen, sich diesem Anderen auf Gnade oder Ungnade ergeben zu müssen und, trotz aller Qual, nicht von ihm lassen zu können. . . Das Feindselige in der Liebe kann nur dann verschwinden, wenn sie von beiden Seiten gleich tief, gleich schrankenlos ist — und wie selten ist dem so! Zwischen jenem Manne und mir bestand nun das denkbar unhaltbarste Verhältniß. Er liebte mich, ich liebte ihn nicht und mußte mir seine Liebe gefallen lassen. Ich mußte! Das ist nicht richtig. Ich mußte natürlich nicht. Aber Sie begreifen, daß ein Geschöpf wie ich, sich nach dem ersten Liebesworte, dem ersten Schritte für unauflöslich gebunden erachtet. Mit dem ersten Liebesworte, der ersten vertraulichen Liebeslösung hatte der Mann mir gegenüber eine Schuld contrahirt, die abgetragen werden mußte. Ich wollte für eine schwere Lüge meinen Lohn haben. Und wissen Sie, auf welche Weise ich mich bezahlt machen wollte? Ich wollte nur warten, bis wir getraut sein würden; dann wollte ich ihm sagen: »Ich habe Dich bloß geheiratet, um frei zu werden. Dein Weib sein, Dir mit Leib und Seele angehören, ist mir niemals in den Sinn gekommen. Thu' jetzt mit mir, was Du willst! Am Ende bin ich Dir doch angetraut und trage Deinen Namen. Du wirst nicht wollen, daß Diejenige, welche Deinen Namen trägt, in Noth und Elend verkümmere.« Das Alles war natürlich jugendlicher, phantastischer Wahnsinn, der wohl niemals zur That geworden wäre. Aber wohin geräth nicht ein junges Menschenkind, das, vom rechten Wege abgekommen, ohne Leiter, ohne Rath, blind und hilflos herumirrt! Ich glaubte allen Ernstes, daß er edelmüthig oder schwach genug sein würde, sich in Alles zu fügen, mir aus meiner unfreien Mädchenstellung herauszuhelfen, vielleicht gar mich zu erhalten, ohne irgend eine Gegenleistung dafür zu fordern. Ich rechnete dabei in erster Linie auf seine leicht verwundbare Eitelkeit, in deren Interesse es liegen würde, diese seltsame, ihn lächerlich machende Scheinehe vor den Augen der Welt als echte Ehe hinzustellen . . .

Nach einer gewissen Zeit hätten wir dann auseinander geben können, ich wäre frei gewesen, hätte leben können, wo es mir beliebte, und er hätte, wenn anders ich bis dahin noch nicht weit genug auf meiner Bahn vorgeschritten wäre, um dadurch meinen Unterhalt zu bestreiten, auch noch fernerehin für meine materiellen Bedürfnisse Sorge tragen dürfen. — Sie lächeln? Verzeihen Sie mir! Es war ein Irrthum. Sie haben nicht gelächelt. Eine so grenzenlose Verirrung verdient eher Mitleid als Spott. Wie weit mußte es damals mit mir gekommen sein, daß ich so tolle Pläne aushecken konnte! Ich versuche nichts zu beschönigen, will mich auch nicht entschuldigen. Ich erzähle bloß, wie es sich verhielt und wie ich dachte. Es war natürlich mein Wunsch, daß unsere Verbindung sobald als möglich vollzogen würde. Denn damit wäre es mit der Lüge aus gewesen. Und dennoch konnte ich mich nur schwer dazu entschließen, meine Angehörigen, meine Geschwister, an welchen ich mit heißer Liebe hing, in mein unglückliches Verhältniß einzuweihen. Und dem Manne erging es ebenso. Der Grund hiervon liegt auf der Hand: Wir waren Beide im Unreinen mit uns selber, wußten Beide nicht, wie das Alles enden würde. Instinctiv graute uns vor Mitwissen . . . Diese sogenannte Liebe glied einer gemeinsam begangenen Schuld, über die man einen Schleier breitet, damit sie den Augen Anderer verborgen bleibe. Und eine Schuld ist sie in der That gewesen. Es ist von beiden Seiten gesündigt worden — wenn auch in verschiedener Art.

Ja, auch er war schuldig. Er kannte mich viel zu wenig, als er mir seine Liebe gestand. Er hätte mich erst prüfen, sich erst vergewissern sollen, ob ich für ihn, er für mich geschaffen sei, ob wir auch bestimmt wären, einander anzugehören für's ganze Leben. Vertrauend auf seine Mannesehre war ich zu ihm in's Haus gekommen — er war kein Jüngling mehr, er hätte sich als ganzer Mann zeigen und fest bleiben, er hätte nicht vorschnell sprechen, die Angelegenheit nicht überstürzen sollen. Aber er war ein leicht erregbarer, willensschwacher, Mensch. Die Gelegenheit war mir allzu günstig. er hat nicht den geringsten Widerstand leisten können. Ungeachtet meiner Jugend und Unerfahrenheit durchschaute ich ihn bis in's innerste Herz hinein. Er mißtraute mir, glaubte niemals recht an meine Gegenliebe und konnte doch nicht lassen von mir. . . das war es. Unserer Verbindung standen, ganz abgesehen von der Uneinigkeit, welche zwischen uns herrschte, andere schwerwiegende Hindernisse entgegen. Ich war ohne Vermögen, er ebenfalls; unsere Zukunft beruhte einzig und allein auf der Hoffnung, durch unsere Kunst unseren Lebensunterhalt zu finden. Er hatte für seine Mutter und jüngere Schwester zu sorgen und wußte, daß seine Mutter alle Hebel in Bewegung setzen würde, um seine Verbindung mit einem armen Mädchen hintanzubalten, wußte, daß er seine ganze Sippschaft gegen sich aufheben würde, wenn er ihr bekannt gäbe, daß er Willens sei, ein armes Mädchen ohne Mitgift zu freien. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß ihm vor diesen ihm bevorstehenden Scenen gewissermaßen graute. Vielleicht würde dem anders gewesen sein und er alle Schwierigkeiten überwunden haben, wäre er meiner Gegenliebe sicher gewesen, denn er liebte mich sehr. Aber an diese glaubte er nicht. Er lag mit sich selbst im Streite, grübelte nach, quälte sich ab und hatte nicht die Kraft, einen entscheidenden Schritt zu thun, einen bestimmten Entschluß zu fassen. Was nun mich anbelangt, so war es nicht Furcht, welche mich abhielt, meinem Onkel, der schließlich doch Vaterstelle an mir vertrat, ein offenes Geständniß abzulegen. Ob schon jener Mann einem anderen Glauben als ich und einem Stande angehörte, gegen welchen mein Onkel eine unbeflegliche Abneigung hegte und ob schon ich wußte, daß mein Onkel gerade in Hinsicht auf die Religion sehr strenge dachte, hatte ich doch die Ueberzeugung, daß ich meinen Willen durchsetzen würde. Was es mir nahezu unmöglich machte, meinem Onkel Alles zu gestehen, war mein Schuldbewußtsein. Ich konnte ihm ja nicht sagen: »Onkel, ich liebe diesen Mann, wir gehören zu einander, wir können nicht leben ohne einander. . .« das Alles wäre Lüge gewesen.

Mich gelüftete nach keinem Zeugen dieser entsetzlichen Braut-schaft... mein Onkel würde auch, so wie die Dinge standen, schwerlich ruhig zugehören, sondern das Verhältniß einfach gelöst haben. Er war, trotz mancher Fehler, ein Mann von Ehre und verstand in so hochwichtigen Lebensfragen keinen Scherz. Ich verschob denn ein offenes Bekenntniß von einem Tage auf den anderen und, wenn ich auch unter dem Geheimniß litt, und es schwer auf mir lastete, daß ich es thun mußte, versuchte ich mich und mein Gewissen mit dem Gedanken zu beschwichtigen, daß es mit der Zeit vielleicht besser werden würde, obwohl ich selber daran nicht glaubte. Unser Verkehr war ein so unerquicklicher, ich war beinahe froh, wenn ich dem Manne einen trüben Augenblick bereiten, ihn mit irgend Etwas kränken konnte; es gab Stunden, wo ich ihn haßte, wie ich noch keinen Menschen gehaßt habe, und — so Gott will — auch keinen mehr haßen werde... Und von diesem Mann hätte ich meinem Onkel sagen sollen, daß ich ihn liebe, daß ich mich ihm verbinden wolle für's ganze Leben?... Nein! Das zu thun, habe ich nicht vermocht.

V.

»Sie werden nun vielleicht die Frage aufwerfen, warum ich den Knoten nicht lieber durchhieb. Fragen Sie den verzweifelten Spieler, warum er nicht aufhört zu spielen. Er hat schon zu viel verloren, als daß er an einen Rückzug denken könnte. Er pointirt weiter, immer weiter, ohne Sinn, ohne Verstand, er spielt va banque... Einem solchen Spieler war ich zu vergleichen. Mit jedem Tage wuchs mein Verlust — ich hatte nicht mehr den Muth, umzukehren. Die Küsse, so ungern sie auch ich gegeben und genommen — gegeben und genommen hatte ich sie doch! Wenn's auch eine Lüge war, gesagt hatte ich doch, daß ich ihn liebte, hatte ihm Liebesbriefe geschrieben, ihm die Rechte eines Verlobten zugestanden. Und das Alles sollte ich unsonst gethan haben? Alle diese Qualen unsonst ertragen haben? Ich wollte einen Lohn einheimen für meine Opfer, wollte frei werden durch diese Opfer und dann die Maske abwerfen. Und endlich — warum sollte ich das verschweigen? — schlug ich ja auch Stunden, wo ich sanfter und besser dachte... Gott weiß es! Ich war, wenn auch ein zerfahrenes, unglückliches, gegen Schicksal und Menschen verbittertes Geschöpf, doch auch jung, warmfühlend, begeisterungsfähig und liebebedürftig... Manchmal rührten mich seine Briefe, die so zärtlich und liebevoll geschrieben waren, bewegte mich seine Theilnahme für mein Geschick, seine Besorgniß für meine zarte Gesundheit... Wenn er davon sprach wie gut er mir sein, wie er mich hegen und pflegen wollte, wenn ich einmal seine Frau sein würde, wenn ich erkannte, wie sehr er sich bemühte, mir zu gefallen, mir eine Freude zu bereiten, mich zu verzärteln und zu verwöhnen, da dachte ich wohl manchmal, daß am Ende doch Alles gut werden, daß wir noch glücklich werden könnten mit und durch einander... Aber diese besseren Regungen waren immer nur von kurzer Dauer... Sobald er irgend ein Recht auf mich geltend machte, die kleinste Selbstverleugnung, das geringfügigste Opfer von mir verlangte, waren der alte Grimm und Groll wieder da. Aber woher, werden Sie wohl fragen, woher diese unnatürliche Abneigung? Schließlich war er ja nicht mißgestaltet, war jung, zärtlich und aufmerksam gegen mich... warum also dieser Haß? Mein Gott! Ich weiß es nicht. Vielleicht war die Hauptursache darin zu suchen, daß er mir äußerlich mißfiel. Ich sage nicht, daß er häßlich war... aber er war das gerade Gegentheil von dem, was mir hätte gefallen können. Er besaß just Alles, was mir am unangenehmsten war, und es war mir nicht möglich, darüber hinwegzukommen. Aber auch sein Charakter, sein ganzes Wesen sagte mir nicht zu. Er war mir zu lyrisch angelegt, zu weich und zu schwach, mit einem Worte, nicht männlich genug, er imponirte mir nicht, ich sah nicht meinen Herrn in ihm, ich schätzte ihn schon deshalb gering, weil er es nicht verstand, sich meine Neigung zu gewinnen. Wenn wir, gleich guten Kameraden, ernst und vernünftig zu einander sprachen, fand ich ihn leidlich annehmbar. Wenn er jedoch, verliebt wie er nun einmal war, allerhand Thorheiten sagte und verübte, die mir, hätte ich seine Liebe erwidert, reizend erschienen wären, kam er mir läppisch und lächerlich vor. Seine ewigen Zweifel und Grübeleien über mich und meine Gefühle für ihn machten mich ungeduldig. Wußte

ich doch, daß seine Zweifel in mich nur allzu begründet waren, aber ich that nichts, konnte wohl auch nichts thun, um sie zum Schweigen zu bringen. Die Schuld war, wie schon gesagt, auf beiden Seiten. Er hätte eher übereilt, ihm selbst noch unklaren Neigung nicht widerstandslos nachgeben und ich hätte wahr sein sollen. Ich bin für meinen Fehler hart bestraft worden; ein Verbrechen hätte nicht erbarmungsloser geahndet werden können. Wie er damit fertig geworden ist, weiß ich nicht, ich habe ihn nicht wieder gesehen und Niemanden nach ihm gefragt. Er war für mich ein Todter.«

VI.

»Unser Liebesglück hat nicht länger als drei Monate gedauert. Verzeihen Sie mir das Wort: Liebesglück, und verzeihen Sie, daß ich lächelte, während ich es aussprach. Als ich ihn zum letzten Male besuchte — nicht ahnend, daß es das letzte Mal sein würde — verstanden wir einander schlechter, waren wir einander ferner gerückt als jemals. Was immer ich sagte, erregte sein Mißfallen und seinen Widerspruch, wir vermieden einander anzusehen und das Gespräch stockte fortwährend. Es war ihm manchmal schon aufgefallen, daß ich seine Fragen, ob ich ihn in dieser oder jener Rolle hätte auftreten sehen, unverändert mit »Nein« beantwortet hatte. Auch an jenem Nachmittage fragte er mich nach irgend einer Rolle, welche er zu seinen besten Leistungen zählte, und da ich abermals bekennen mußte, daß ich ihn diese Rolle nicht hätte spielen sehen, stutzte er, schaute mich prüfend an und bemerkte sodann: »Hätten Sie mich, bevor Sie mich persönlich kannten, denn überhaupt jemals auf der Bühne gesehen?«

»Nein,« gab ich zögernd zur Antwort.

»Ja, warum haben Sie sich dann gerade an mich gewendet?« fragte er überrascht. »Warum nicht lieber an einen Andern, welchen Sie als Künstler kannten und bewunderten? Das wäre doch viel natürlicher gewesen.«

»Ich weiß heute wirklich nicht, was mir damals angefliegen kam,« versetzte ich. »Es war ein Zufall, eine Laune, die mich bestimmten, an Sie zu schreiben. Eine bessere Erklärung dafür kann ich Ihnen nicht geben, weil ich keine habe.«

»Ich hätte es mir denken können, sagte er, nicht ohne Empfindlichkeit. Offenbar hatte sich Ihre Phantasie ein ganz anderes Bild von mir entworfen, als ich in Wirklichkeit bin, und Ihre Unkenntniß hinsichtlich meiner als Mensch und als Künstler verdanke ich wohl einzig und allein das Glück, daß Ihre Wahl unter so Vielen just auf mich gefallen ist.«

»Ich verzog die Lippen, blieb jedoch die Antwort auf diese Rede schuldig.«

»Ich weiß, daß Sie nicht viel von meiner Begabung halten, fuhr er fort und griff nach meiner Hand. Sagen Sie mir ehelich: Würden Sie sich mir genähert haben, wenn Sie mich schon hätten spielen sehen?«

»Nein!« sagte ich unbedacht und ohne mir der Rücksichtslosigkeit dieses Wortes recht bewußt zu sein.

»Er erröthete und seine Züge drückten deutlich aus, wie tief mein hartes Wort seinen Mannesstolz und seine Künstler-Eitelkeit verwundet hatte. Ich fühlte mich etwas verlegen. Aber nur einem liebenden Mädchen oder einer schlauen, berechnenden Frau wäre es gelungen, das Wort zu finden, welches begütigt und besänftigt hätte. Mir war das nicht gegeben.«

»Hätte ich anders antworten und Ihnen eine Unwahrheit sagen sollen? fragte ich ihn nicht ohne Ungeduld.«

»Nein! o nein!, entgegnete er und winkte abwehrend mit der Hand, welche die meine hatte fallen lassen. Es ist nun einmal mein Schicksal, daß Sie nach jeder Richtung hin von mir gering denken. Weder ich noch Sie vermögen daran etwas zu ändern. — Nein, daran vermochte Niemand etwas zu ändern, weder er, noch ich, noch sonst Jemand. Beim Abschiede war er selbst bewegt und traurig — sagte er im Geiste mir vielleicht damals schon Lebewohl? Warum sind wir nicht wenigstens ohne Haß von einander geschieden? Aber auch das sollte nicht sein.«

»Als wir die letzten Briefe mit einander wechselten, brach Alles hervor, was ich in mir getragen — all' mein Groll gegen ihn, alle die Erbitterung, welche diese Komödie, dieses Bitterbild der Liebe in mir aufgehäuft hatte. Die Trennung von ihm, und daß

damit die Aussicht schwand, aus meiner abhängigen Lage befreit zu werden, galt mir für nichts. Ich hatte ja endlich doch eingesehen, daß ich an seiner Seite einem weit größeren Glende entgegengegangen wäre, als das Glend war, welches ich zur Stunde trug. Ich athmete beinahe wie erlöst auf, daß die widerliche Komödie zu Ende war. Aber daß ich sie gespielt, für nichts gespielt hatte, das war es, was ich dem, der mich dazu gebracht, nicht vergeben konnte. Ich forderte mit harten und lieblosen Worten meine Photographie und meine Briefe zurück, ich überfandte ihm die feinen und alle die kleinen Geschenke, durch welche er mir eine Freude zu bereiten glaubte, und die ich kaum angesehen hatte. Ich wollte ihm beweisen, wie werthlos Alles für mich sei, was mir durch seine Hand zugegangen war, ja, ich vergaß mich sogar so weit, einen Verdacht gegen ihn auszusprechen, der, wie ich genau wußte, ebenso ungerecht war, als er ihn verletzen mußte. Aber das wollte ich ja eben! Da er mir meine Briefe zurückstellte und ich sie durchsah, vermischte ich einige unter denselben. »Hätten Sie mir aufrichtig gesagt« — so schrieb ich an ihn — »daß Sie einige meiner Briefe zurückbehalten wollen, ich würde sie Ihnen gern gelassen haben. So aber ist es mir peinlich, sämtliche Briefe, deren Inhalt eine gewisse Bedeutung hat, in Ihren Händen zu wissen, indem mir unbekannt ist, welchen Gebrauch Sie damit machen wollen. Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß gerade jene Briefe, an welchen mir gelegen ist, in Verlust gerathen sein sollen. Ich bitte Sie daher, geben Sie mir die Briefe zurück, ich habe das Recht, das zu fordern, Sie haben es mir versprochen.«

Darauf nun antwortete er mir:

»Unter all' dem Verlegenden, was mir in letzter Zeit von Ihnen unverdient zutheil wurde, ist wohl die Zornthatung, absichtlich Briefe zurückbehalten zu haben, das Verlegendste. Denn ich habe Ihnen doch geschrieben, daß ich mein Ehrengeld geben kann, mit Wissen und Willen keine Heile zurückbehalten zu haben. Was Ihre Furcht betrifft, ich könnte Mißbrauch mit Ihren Briefen treiben, so ist wohl kein Wort stark genug, die Beleidigung, die darin liegt, zu erwidern. Ich verzichte darauf, Ihnen mit Gleichem zu dienen, und das ist das Letzte und Einzige, was ich Ihnen noch zu sagen hatte. Thun und treiben Sie, was Sie wollen — Ihr Name kommt nicht mehr über meine Lippen, mir sind Sie todt. Ein gewisses Verdienst von Ihnen ist es, mir den Schmerz um Ihren Verlust durch Ihre letzten Briefe, die Rücksendung meiner kleinen Gaben und vor Allem durch dieses Schreiben hier, welches ich Ihnen beifolgend zurückstelle, so sehr gelindert zu haben.«

Das war sein letzter Brief und war das Ende.«

VII.

»Zu Ende war es . . . was ich jedoch dabei verloren, ist mir allmählig erst klar geworden. Ich habe mich lange nicht erholen, habe lange nicht lächeln, lange nicht froh werden können . . .

Ich trug die Empfindung mit mir herum, als ob ich etwas unaussprechlich Theures hätte sterben sehen. In meinem Herzen ist ein Mißthon zurückgeblieben, den nichts, nicht einmal die Alles mildernde Zeit, jemals ganz hat ausgleichen können. Fruchtlose Reue über das, was ich gethan, was ich gesündigt hatte an meinem besseren Selbst, nagte an mir Tag und Nacht . . . Ich konnte es nicht vergessen. Der Glaube an das Glück der Liebe war mir zerstört . . . jeder Mann, der sich mir näherte und mir von Liebe sprach, erschien mir wie ein Feind, vor dem ich mich in Acht nehmen mußte, und selbst wenn mir zu Muthe war, daß ich Diefem oder Jenem zärtlicher gesinnt sein könnte, als dem Ersten, Besten, habe ich der weichen Regung mißtraut und schauernd zurückgedacht an das namenlose Gefühl, das ich beim ersten Kuß empfunden. Ich bin viel geliebt worden — wozu? Wem hat es gefronnt? Wer sich darüber gefreut? Es war immer dasselbe. Ich sah es werden, wachsen, zum Durchbruch kommen und wieder ausbrennen und verkühsen, weil es kein Echo fand in meiner Brust, und dann war es auf's Neue vorbei. Jahrelang war ich thöricht stolz auf meine Unnahbarkeit, und mein Künstler-Ehrgeiz war außerdem so groß, daß der Gedanke, mich hervorzuthun, mir Bahn zu brechen, alles Andere verdrängte. Später freilich habe ich einsehen gelernt, daß der Vorbeer das Herz nicht erwärme. Doch was half mir diese Erkenntniß? Der Mann, welcher als Erster im Leben eines Weibes eine bedeutungsvolle Rolle spielt, bestimmt, ohne es zu wollen, nicht selten den Lauf ihres Schicksals, ihres Denkens und Fühlens. Die Anderen, welche nachfolgen, finden nur das vor, was der Erste aus ihr gemacht hat. Ein so weit in die Ferre getriebenes Herz wie das meine wird unsäglich schwer auf den richtigen Weg zurückgeführt; gewöhnlich verliert es ihn auf immer.«

»Wenn Sie einem Manne begegneten, welchen Sie mit aller Leidenschaft lieben könnten, würden Sie den verlorenen Weg wieder finden«, bemerkte ich, da sie nun stillschwieg und trüben, müden Blickes vor sich hinschaute.

»Das ist mir oft schon gesagt worden«, versetzte sie mit ungeduldigem Achselzucken. »Wo aber ist dieser Mann?«

»Wie soll ich das wissen, wenn Sie es nicht wissen?« entgegnete ich.

»Ich habe in der Liebe einen Feind gesehen«, sprach sie nach kurzer Stille. »Glauben Sie an eine Vergeltung? Ich glaube daran. Oft ist mir zu Muthe, als läste ein Fluch auf mir — der schlimmste Fluch, der ein Weib treffen kann: durch's Leben zu gehen und niemals geliebt zu haben. Ich muß ihn tragen, den Fluch. Vielleicht ist's eine gerechte Strafe für die Schuld aus meinen Jugendtagen . . . ich weiß es nicht. Ich weiß nur Eines, daß ich mich sehne, zu lieben, und daß ich mich vergebens sehne, und daß ich wohl sterben werde, ohne diese Sehnsucht gestillt zu haben.«

Die Schönheit — ein Rechenexempel.

Offentlich findet diese Ueberschrift keine Mißdeutung! Wenn auch die Schönheit oft genug den Gegenstand von Rechenexemplen bildet, und ihr Werth in glänzenden Partien ziffermäßigen Ausdruck findet, so soll hier nicht von so praktischen Dingen, sondern von einer ganz idealen Rechenerei die Rede sein. Die Schönheit des Menschen — und das »schöne Geschlecht« muß gestatten, daß wir auch dem Manne diese Eigenschaft zutrauen — kann nämlich ohne alle poetische Fioskeln in nüchternen, trockenen Ziffern ausgedrückt werden. Der Wissenschaft ist es gelungen, die Verhältnisziffern nachzuweisen, auf welchen die Harmonie der schönen Gestalt aufgebaut ist. Selbstverständlich entzieht sich die geistige Schönheit, welche durch den Ausdruck des Gesichtes und des Blickes, die Anmuth der Bewegungen, und jenes undefinirbare, ein schönes Wesen wie der Duft die Blume umwitternde »Etwas« bedingt wird, jeder Berechnung, und so muß gleich zu Beginn der zu umfassende Titel auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Allein für die äußere, auf dem Körperbau beruhende Schönheit behält er seine volle Geltung, denn diese ist von dem ziffermäßig ausdrückbaren Gesetze der Proportionalität abhängig, kann somit ohne Uebertreibung als Rechenexempel bezeichnet werden.

Es ist eine wissenschaftlich begründete Thatsache, daß die Gestalt eines Gegenstandes oder eines lebenden Wesens nur dann für schön ge-

halten werden kann, wenn sie sich nach dem Gesetze der sogenannten harmonischen Proportion aufbaut. Dieses Proportionsgesetz läßt sich am besten an der Figur eines Kreuzes, welcher ja die menschliche Gestalt bei ausgedrehten Armen entspricht, erklären. Der Längsbalken wird durch den Querbalken in zwei ungleich große Theile getheilt, an denen die harmonische Proportion sich derart ergibt, daß der ganze Längsbalken sich zu seinem größeren Theile so verhält, wie dieser zu dem kleineren. Würde der Querbalken durch die Mitte des Längsbalkens gelegt werden, so ginge der wohlproportionirte Bau des Kreuzes verloren. Dieses Gestaltungsgezet läßt sich in der Krystallisation der Mineralien, im Wachsthum der Pflanzen und schließlich im Bau der Thiere und Menschen nachweisen; nach diesem Gesetze schufen unbewußt die antiken Meister ihre unsterblichen Bildwerke. Denken wir uns nun den Körper des Menschen durch eine um die Hälfte gezogene Linie in zwei ungleiche Theile getheilt, so wird er dann als ideal-schön, als vollendet proportional erscheinen, wenn sich der ganze Leib zu dem größeren Theile desselben, welcher von den Hüften bis zu den Fersen geht, ebenso verhält, wie dieser Theil zu dem kleineren, dem Oberkörper. Hätte z. B. der ganze Leib 8 Längen-Einheiten, der obere Theil 3, der untere 5, so würde sich die harmonische Proportion folgendermaßen darstellen: 8 : 5 = 5 : 3. Jeder der beiden Theile kann aber für sich wieder als Ganzes betrachtet

und in zwei ungleiche Theile getheilt werden; der untere durch eine an die Kniekehle, der obere durch eine unterhalb des Kehlkopfes gelegte Linie, wodurch sich für den Oberkörper eine Kumpf- und Kopfpartie ergibt. Diese Theilung kann nun immer weiter gehen. Der Kopf als Ganzes betrachtet, wird durch den unteren Stirnrand in proportionale Partien getheilt, u. s. w.

Und nun die große Anwendung dieses wunderbaren Gesetzes! Mit Hilfe desselben ist es ein Leichtes, Jedem seine Schönheit nachzurechnen, und ihm bis ins Tausendstel eines Millimeters anzugeben, wie nahe er der idealen Proportion der Wohlgestalt gekommen ist — ideal, weil keine menschliche Gestalt dieses einfache Verhältnis vollkommen erreichen, sondern ihm bloß bis auf eine variable Differenz nabekommen kann. Je geringer nun der Unterschied zwischen der thatsächlichen Ausdehnung eines Körpertheiles und seiner idealen, d. h. nach dem Proportionsgesetze bestimmten ist, desto größer die proportionale Schönheit.

Der entzückte Liebhaber kann nun die Schönheit seiner Angebeteten bis in die höchsten Ziffern hinauf preisen. Wie prächtig würde es klingen, wenn der liebeblühende Jüngling seine Werbung mit den Worten vorbrächte: »O Du, der nur 0.132037 Centimeter zur idealen Schönheit fehlen!« Und bei Heirathsanträgen läßt sich nicht nur die Mitgift, sondern auch die Schönheit ziffermäßig bis zu jedem gewünschten Grade der Genauigkeit bestimmen. Aber geradezu unschätzbare Dienste verrichtet dieses seltene Gesetz den Preisrichtern bei den in den letzten Jahren so häufig gewordenen Schönheitsconcurrenzen zu leisten. Hätte Paris, der bekanntlich der Preisrichter bei jener ersten Schönheitsconcurrenz auf dem Berge Ida war, eine dunkle Ahnung von diesem Gesetze gehabt, so würde ihn vielleicht ein Hinweis auf die unerbittliche Norm des Schönheitsgesetzes vor dem Zorn der beiden Göttinnen, die sich durch Aphrodite in den Schatten gestellt haben, bewahrt haben; denn es ist anzunehmen, daß so hochgestellte Damen einsichtsvoll genug gewesen wären, den unschuldigen Schönheitsgeometer die Bosheit seines Maßstabes nicht entgelten zu lassen. Dabei ist allerdings vorauszusetzen, daß Paris mit

Rücksicht auf Aphrodites verlodenden Preis nicht falsches Maß genommen hätte. Was aber der classische Schönheitsrichter veräumt, könnten die modernen nachholen, und es würde sich daher empfehlen, bei einem Bewerb um den Schönheitspreis sich nach Art des bei Assentirungen gebräuchlichen Körpermaßes eines ästhetischen Normalmaßes zu bedienen, so daß jene Dame, deren Schönheit diesem Normalmaße entspräche, als für den Preisbewerb tauglich erklärt würde.

Für die Aesthetik der Toilette ist die harmonische Proportion von derselben Bedeutung, wie etwa das Newton'sche Gesetz für die Astronomie. Das Proportionsgesetz muß den willkürlichen Wandel der Mode auf einfache Grundprincipien zurückführen, und während bisher Schneider, Schuster, Friseur und Modistin im Dunkeln tappten, werden sie dann nach wissenschaftlicher Methode, mit mathematischer Exactheit arbeiten können. Der Schneider wird mit aller Genauigkeit für jede Dame nach ihrem Körperbau die Höhe der Taille, die Lage und Ausdehnung der Trouffurung berechnen; der Schuster die Höhe der Absätze, der Friseur die Art und Höhe der Coiffure, die Modistin die Form, Lage und Höhe des Hutes bestimmen. Es wäre auch ein Stück Frauen-Emancipation, wenn die Damen von der bisherigen Willkür der Toilettekünstler, welche in unserem wissenschaftlichen Zeitalter doch mindestens Doctoren der Mode-Aesthetik sein sollten, befreit, und diese »Deur-Macher« durch unumstößliche Gesetze in ihren anarchischen Gelüsten eingeschränkt würden. Wenn die großen Toilette-Componisten hienun ihre Vertrautheit mit der Mathematik nur durch die stets correcte Abfassung von Rechnungen documentirten, so werden sie unter dem segensreichen Walten der harmonischen Proportion auch mit dieser rechnen müssen, falls sie auf der Höhe ihrer Kunst stehen wollen, und sie werden sich gewiß eher eines bedeutenden Zulpruches erfreuen, wenn ihnen die Rechenexempel des Schönen besser als die »schönen« Exemplare von Rechnungen stimmen werden. Und bei diesem Rechenexempel wird das »schöne Geschlecht« gewiß auch seine Rechnung finden.

Maurus Hoffmann.



Himmel und Hölle.

Namen in vier Büchern. Von J. von Kapff-Genther.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Referendar, dem Klagebegehren entsprechend, seinen Antrag auf Ehescheidung vollendet, als Gerda, wie wenn ihr Stichwort gefallen wäre, den Saal betrat. Der Duft eines starken Modeparfums, das Rauschen eines Seidenkleides, verkündete ihr Nahen. Ihr Anwalt schritt ihr ritterlich entgegen, und stellte sie dem Gerichtshofe vor, während sie mit einem Anstand knigte — als stände sie vor dem Throne der jungfräulichen Königin von England. Sie war mit ausgefuchter Eleganz, aber ganz in Schwarz gekleidet. Nur ein Paar funkelnder Boutons in den durchsichtig feinen Ohrläppchen widersprachen der Annahme, daß sie trauere.

Die bloße Erscheinung seiner Frau empörte Hellmuth. War nicht schon diese Erscheinung eine der frechsten Lügen, mit der man je vor den Richter getreten? Verschlang nicht diese Toilette allein die Elemente für ein halbes Jahr? Und mit dieser Lüge wollte sie den Kampf gegen ihn aufnehmen! Da stand sie mit jener klebsamen Gelassenheit, die ihn so oft, so tief verletzt hatte.

Hellmuth's Vertreter begründete nun seinen Antrag. Er wiederholte, ein wenig unsicher, was schon in dem schriftlichen Klagebegehren gesagt war. Da dies allen Theilhabern hinlänglich bekannt, gab man nicht sonderlich Acht. Nur Hellmuth prägte sich jedes Wort ein, um in seinen Darlegungen daran anzuknüpfen. Er würde ja jetzt gleich gefragt werden. Aber darin hatte er sich getäuscht. Ungefragt nahm der gegnerische Anwalt das Wort, indem er geschäftsmäßig antwortete: »Ich beantrage kostenspflichtige Abweisung der Klage und bitte den hohen Gerichtshof, zunächst die Beklagte zu hören.«

Das war es nun, was Doctor Glaser befürchtet hatte; jetzt kam der persönliche Eindruck in Frage. Was würde sie sagen?

»Der Klageinhalt ist Ihnen bekannt?« fragte der Vorsitzende Gerda. Sie bejahte leise. »Was haben Sie dagegen einzuwenden?« Und

sie, die sonst so träge und unbeholfen im Ausdruck war, hielt jetzt eine kleine Rede. Daß sie nur mit halber Stimme sprach, daß sie öfter stockte, konnte die Wirkung ihrer Worte eher fördern, als beeinträchtigen. »Die unüberwindliche Abneigung,« sagte sie, »von der in der Klage die Rede ist, könne wohl nur auf Seiten ihres Gatten existiren, wenn sie nicht auch dort nur ein Vorwand sei, unter dessen Schutz er sie, die arme Frau, nun hilflos zu verlassen gedenke. Sie habe ihn aus Liebe geheiratet — nur aus Liebe! — sei ihm ein treues Weib gewesen. Selbst in seinem Hass habe er nicht den Muth — und vor Allem nicht den kleinsten Anhalt gefunden, ihre Treue zu verdächtigen. Vielleicht habe es ihr, die ja noch so jung sei — hier mußte der junge Referendar sich in seinen Acten zu thun machen, weil er gewissen Blicken noch nicht gewachsen war — vielleicht habe es ihr an häßlichen Tugenden gemangelt, aber dies werde durch ihre Bühnenlaufbahn erklärt, und ihr Gatte habe unendlich glauben können, daß sie in so kurzer Zeit (sie betonte das) eine musterhafte Hausfrau werde. Sie war nun einmal eine Künstlerin (sie betonte das wieder), und habe andere Ideale im Herzen getragen, als die Schürze und den Staubbeutel. Ihr Mann aber sei ihrer überdrüssig geworden, — da lag die Wurzel ihres Unglücks. Er habe sie unfreundlich behandelt, sei schließlich auf Reisen gegangen, während sie allein zurückblieb und sich mit Gerichtsvollziehern herumschlagen mußte, da er gänzlich verarmt sei. Zurückgekehrt, habe er dann in unerhörtem Leichtsinne seine Stellung aufgegeben, und da habe es ihr die aufrichtige Liebe, die sie noch immer für ihn empfand, eingegeben, sich selbst ihr Brod zu suchen. Dann sei sie wieder zu ihm zurückgekehrt, nachdem sie sich einige kleine Subsistenzmittel verschafft — aber er habe ihr in brutaler Weise die Thüre gewiesen.« Sie schwieg — das bisher vorgebrachte Anlagematerial war entkräftet.

Gerda erschien in dieser aus Wahrheit und Dichtung gewobenen Erzählung, die, mit schüchternen, Stimme vorgebracht, recht rührend wirkte, als das Opfer seines Leichtsinns, seiner Brutalität.

»Die übrigen Angaben des Klägers werden bestritten.« so schloß der Gegner die Klagebeantwortung.

Dem klägerischen Anwalte war — man sah es ihm an — unheimlich zu Muthe geworden. Das war aber auch ein verlorener Posten, auf den man ihn da gestellt hatte. Einen charakterlosen Wicht gegen eine so bedauernswürdige und — ach! — so schöne, junge Frau zu vertreten. Vergeblich hoffte Hellmuth, sein Sachwalter werde nun auch ihm zum Worte verhelfen. Dieser aber begann in seiner Verlegenheit den Fall juristisch zu beleuchten. »Ich meine doch,« so hob er an, »daß nach §. . . des preussischen Eherechtes. . .«

Dem armen Hellmuth krieg das Blut zu Kopfe. »Mit Erlaubniß!« posterte er dazwischen, und, sich besinnend, fügte er hinzu: »Darf ich reden?« Der Richter neigte das Haupt und lehnte sich in seinen Sessel zurück. Perlende Tropfen auf der Stirn, schloß Hellmuth tief, tief Athem. Dann begann er, sich mühselig zur Ruhe zwingend, von ihrer Unwirksamkeit und Theilnahmslosigkeit, von ihrer Unbildung und Trägheit, von ihren ihm unenträglichsten Lebensgewohnheiten zu sprechen. Hier unterbrach ihn der Gegner mit der offenbar schon bereiten Bemerkung: »Das hätten Sie — ein Journalist — voraussehen müssen, als Sie eine Schauspielerin heirateten!« Der linke Beisitzer nickte und der Vorsitzende griff instinctiv nach der nächsten Sache.

Hellmuth aber verlor immer mehr die Fassung: »Sie hat mich getäuscht, belogen — über Gegenwart und Vergangenheit belogen!« rief er in flammendem Jörn.

Hier blinzelte der linke Beisitzer auf Gerda hinab, als wollte er sagen: »Was mag sie nun wohl vorbringen?«

Und Gerda trat mit dem ganzen Muth der Frechheit einer niederen Natur einen Schritt vor, und betheuerte mit gut temperirtem Pathos: »Mir kann Niemand einen Flecken auf meiner Ehre nachweisen! — Du aber — und sie vergaß fast ihre Haltung — »Du aber willst mich dahin bringen, daß ich Dich freigeben muß, damit Du ungehört neue Abenteuer erleben kannst. . .«

»Abenteuer — ich?« preßte Hellmuth mit dem letzten Rest von Selbstbeherrschung hervor. Vor seinen heißen Augen krieg's wie ein blutig-rother Schleier auf; er wollte die unerbittliche gemeine, nur so auf's Gerathewohl gewagte Beschuldigung durch ein Donnerwort zurückweisen, aber ihm war die Kehle zugeschnürt; — seiner selbst nicht mächtig, stürmte er mit geballten Fäusten auf Gerda ein — bevor ihm jedoch Jemand in den Weg treten konnte, packte ihn ein furchtbarer Schwindel — er taumelte, und stürzte vor dem Nichterische bestimmungslos zusammen.

Während man ihn hinaustrug, machte der rechte Beisitzer, welcher unter seiner scheinbaren Antheillosigkeit keine Regung auf Hellmuth's bleichem Gesicht verloren hatte, eine Notiz. . . Die Verhandlung aber wurde in Abwesenheit des Klägers zu Ende geführt. Der neue Termin ward auf vier Monate später angesetzt.

Der lyrische Gerichtsdienner hatte den Ohnmächtigen wieder zu sich gebracht. Gerade in seinem Dienstbereich kam dergleichen öfter vor; freilich waren es zumeist die Frauen, denen er seine kleine Hausapotheke zur Verfügung stellen mußte. Er hatte übrigens diesmal die Genugthuung, daß ihn später der rechte Beisitzer fragte, ob sich der Herr erholt habe — eines schöneren Lohnes war er gar nicht gewärtig.

Und nun — wie sollte das enden? Wie entgeistert stand Hellmuth auf der Strafe. Ihm war es klar, daß seine Sache verloren war. Er hatte in einem Wahn gelebt, welcher jetzt zerfiel. Das häusliche Unglück, das ihm Gerda bereitet, gab keinen Scheidungsgrund. Ihre Furcht und ihre Rückkehr, die Beide ihm die Niedrigkeit ihrer Natur enthüllt hatten, ihn seinem Herzen nach unfähig von ihr trennten — sie fielen vor dem Gesetze kaum in die Waagschale. Sie — Gerda — erhielt Recht! Und war sie nicht im Rechte? Hatte er nicht unverantwortlich leichtsinnig gehandelt? War er nicht wie ein verblendeter Thor in sein Unglück gerannt? Nun hatte er die eiserne Hand des Gesetzes gegen sich — er fühlte sie mit zwingender Gewalt in seinem Nacken! Diese Hand hielt ihn fest an seiner Pflicht gegen die Verhasste — wehrte ihm mit einem Flammenschwerte den Eingang in das Paradies, von dem er geträumt hatte.

Um ihn her schwirrte und summt der Lärm der Königsstraße. Aus den Tiefen des Rathhauskellers drang es wie eine Proffession, der ein gleich harter Jüngling nach unten begegnete. Die Vorübergehenden rannten ihn an, er bemerkte es nicht. Beinahe wäre er unter die Räder eines Omnibus gerathen — er achtete dessen nicht. Sein Herz schrie nach Doris, nach dem lieben, sanften Mädchen mit dem blassen Gesichte und den sonnigen Augen. Doris!

Wie ihren Besitz ertingen? Durfte er ihr etwas Geringeres bieten, als seine Hand, seinen Namen? Niemals! Sie war nicht dazu gemacht, dem Vortheil der Welt Trost zu bieten — war zu eng verwachsen mit ihrer Familie. Nein — das ging nicht! So mußte er frei werden von Gerda! Wenn er Mittel fand, sie zur Einwilligung in die Scheidung zu veranlassen? Dann konnte er an eine Zukunft denken! Und weshalb sollte sie sich hierzu nicht bereit finden lassen? Was war bei ihm, dem armen Schriftsteller, der von der Hand in den Mund lebte — er konnte ihr's ja beweisen! — zu holen? Ja! — das war es! Er mußte ihre Zustimmung einholen.

Also gleich zu ihr! Es war ein schwerer Gang — vielleicht der schwerste seines Lebens, aber es geschah für Doris.

Zunächst begab er sich zu dem Rechtsanwalte seiner Frau, um ihre jetzige Adresse zu erfahren. Dann schlug er den Weg zu ihr ein.

Sie wohnte in einer vornehmen Straße des Westens. Er fand ihren Namen auf dem »stillen Portier« und er knirschte mit den Zähnen. Sein Name! Ein bloßes Wort, und wie schwer wog es in diesem Falle!

Er hatte den Namen ein Mal vergeben, und vielleicht kam er gar nicht in die Lage, ihn ein zweites Mal wegzugehen. Woher hatte Frau Wille die Mittel, so zu leben? Er fand eine hübsche, elegant eingerichtete, kleine Wohnung, die von der seinen in Wien grell abhob. Und sie hatte sich noch heute Vormittags als sein Opfer ausgespielt. Er dachte an den »Freund«, den sie schon immer für den Fall der Noth im Auge gehabt hatte; aber — gewiß war ihr Nichts zu beweisen — sie war klug und gegen jeden Angriff gewappnet.

Er schickte ihr, gleich einem Fremden, seine Karte, und ließ um eine Unterredung bitten. Man ersuchte ihn, einzutreten. Mit derselben kühlen Gelassenheit, mit der Gerda damals sein Stübchen betreten hatte, trat sie ihm heute entgegen — heute, wo noch in seiner Seele die Nachwirkung jener entsehligen Gerichtsscene nachwirkte.

»Du wünschst?« sagte sie so ruhig, als handle es sich um einen kleinen Jubel.

»Ich möchte mich noch ein Mal, ein letztes Mal, mit Dir auseinanderlegen.«

»Das wird — glaube ich — kaum etwas nützen; indessen, wenn Du willst. . .«

Nun saßen sie sich gegenüber. Sie — als handle es sich um irgend ein Geschäft; er — mit bebender Seele, mit zerrissenem Herzen, mit siedendem Blute. Aber er würde ruhig sein — ruhig und würdig — für sie — für Doris!

»Du lebst ja wohl angenehm und sorgenfrei hier?« stammelte er.

»Ich gebe Gesangsstunden und bringe mich mühsam, aber redlich fort. Etwas Repräsentation ist dazu freilich erforderlich. . .« O, sie war gewappnet bis an die Zähne!

Er mußte ohne Umschweife auf sein Ziel losgehen. Nach kurzer Pause begann er also: »Ich habe Dich um Entschuldigung zu bitten wegen des Auftritts von vorher.« — Er wartete auf ein Wort von ihr — vergeblich! »Aber Du mußt doch andererseits daraus erkannt haben, daß an ein Zusammenleben für uns Beide nicht mehr zu denken ist.«

»Nun — und. . .?« fragte sie lauernd.

»Nun — da möchte ich wissen, unter welchen Bedingungen Du in eine einverständliche Scheidung willigen — mich frei geben würdest? — Sage die Wahrheit, wenn Du das überhaupt vermagst!«

Sie überhörte seine letzten Worte und dachte nach. Hätte er nicht geflissentlich den Blick zu Boden gefehrt, Hellmuth hätte sehen müssen, wie jetzt ein häßliches Lächeln ihr sonst so unbewegliches Gesicht verzog. Endlich nahm sie das Wort: »Du hast mich herzlos von Dir gestoßen.«

Hellmuth stampfte zornig mit dem Fuße auf: »Lüge nicht!« rief er. »Mache keine Phrasen — es hört Dich ja Niemand! Du kannst Dich geben, wie Du bist!«

»Ich rechne nicht mehr auf Deine Liebe,« fuhr sie fort, »nicht mehr auf ein gemeinsames Leben mit Dir — aber ich entbinde Dich nicht der Pflichten, die Du gegen mich hast. Das bin ich mir selbst, meinem Rufe schuldig.«

»Du verlangst also lebenslänglich die Dir zustehende, gesetzliche Alimentation? Darum handelt es sich Dir?«

»Ich sehe nicht ein, weshalb ich darauf verzichten sollte. Mir liegt ja auch Nichts daran, von Dir geschieden zu werden. Im Gegentheil: ich werde mich nicht wieder verheiraten — habe ich doch an der einen Erfahrung genug! Ich müßte also eine leichtfertige Thörin sein, wollte ich auf die mir zustehende Versorgung verzichten. Du weißt — ich bin arm. . .«

»So willst Du also unter keiner Bedingung in die Scheidung einwilligen?«

»Doch — wenn Du mich durch ein Capital abfindest, dessen Zinsgenuß meiner jetzigen Alimentation ungefähr entspricht, dann ja — sonst nicht — unter keinen Umständen!«

»Du weißt, daß ich dies Capital nicht habe.«

»So bleibt Alles eben, wie es ist — ich kann Dir dann nicht helfen!« Sie erhob sich, zum Zeichen, daß die Unterredung beendet sei. Kalt, unerbittlich, wie ein Rechenzempel stand sie vor ihm, und in diesem Rechenzempel gipfelte der ganze Roman seines Lebens.

Auch er hatte sich erhoben. Sie maßen einander stumm, mit feindseligen Blicken; kalte, entschlossene Bosheit lag in den ihren: sie würde niemals nachgeben.

»Und ich werde Dich doch bezwingen!« sagte er. »Noch weiß ich nicht wie? — Aber ich werde!«

Sie zuckte die Achseln. »Zieh, was Du mir schuldest — die Sache ist ja ganz einfach! Ich will Dir sonst keine Schwierigkeiten machen.« — — —

Er war gegangen. Mit furchtbarer Klarheit stand vor ihm, was zunächst seine Pflicht war: Doris meiden. Wie gut, daß er ihr von seiner Liebe geschwiegen hatte; wie dankte er es sich selbst. Es war zu Ende — Alles zu Ende!

Mit dem nächsten Zuge fuhr er nach Wien zurück. Als er in einem überfüllten Pferdebahnwagen vom Bahnhof nach seiner Wohnung fuhr, gewahrte er in dem Gedränge einen silberweißen Kopf, der ihm bekannt vorkam. Wer war das nur gleich? Richtig — Doctor Weismann, sein gelehrter Colleague. Hellmuth nickte dem Alten von Weitem zu; als er selbst den Wagen verließ, folgte ihm Weismann. Sie begrüßten einander bedrückt, fast verlegen. Der alte Gelehrte sah noch schäbiger als neulich — fast verkommen aus, und Hellmuth hatte die peinliche Empfindung, als müsse man ihm sein eigenes Elend auch schon ansehen.

»Nieder Colleague,« murmelte Weismann, »ich möchte — es fällt mir zwar sehr schwer — aber ich kenne Ihr gutes Herz. . .«

Hellmuth sah voraus, was kommen mußte. Wehmüthig lächelnd, machte er eine hoffnungslos ablehnende Bewegung, welche Jener in seiner Besangenheit nicht bemerkte.

„Ich bin nämlich,“ riefte der Alte heraus, „meiner Quartierfrau eine beträchtliche Summe schuldig geworden; sie mahnt mich freilich nicht, die gute Seele, aber weil die Miethe gerade vor der Thüre ist, und sie mir gar zu leid thut — ich aber nicht einmal über einige Gulden verfüge...“

Hellmuth schnitt ihm nun entschieden das Wort ab.

„Machen Sie mir das Herz nicht noch schwerer, als es ohnehin schon ist, Weismann! Ich bin, glauben Sie mir, genau in derselben Lage wie Sie! Auch ich stehe tief in der Schuld einer gutherzigen, ja edelmüthigen Wirthein...“

„Nun, es wird ja wohl wieder besser werden für uns Beide,“ sagte Weismann. Sie schüttelten sich die Hände und Jeder von ihnen ging seines Weges.

Als Hellmuth nach Hause kam, stürzten sie ihm jubelnd entgegen: Doris und Frau Hartmann. Es war wirklich so, als käme er nach Hause zu den Seinen. Ein schmerzlicher Kitz ging durch sein Inneres — die Thränen wollten ihm gewaltsam hervordringen; mit Mühe nur bezwang er sich. Frau Hartmann war auch so besorgt, ob er schon den Nachmittagskaffee genommen habe. Doris war, wie immer, am stillsten. Er lächelte, wie ihr fragender Blick auf ihn ruhte. Er hatte Nichts weiter verrathen, als daß seine Reise eine sehr wichtige wäre, und gewiß, sie las von seiner Miene ab, daß diese Reise unglücklich ausgefallen sei. Nur einen krummen Händedruck hatte er mit ihr gewechselt, und dennoch war er schon wieder ganz erfüllt — ganz bezwungen von ihrer Nähe. Es war ein Kitzler, aber schier unbewinglicher Zauber, den sie auf ihn ausübte. Er kam in sein Zimmer, wo eine liebende Hand Alles zu seinem Empfange vorbereitet hatte. Man hatte saubere Gardinen aufgesteckt und blühende Pflanzen auf seinen Plumentisch gestellt. Und er hatte diesen guten, uneigennütigen Menschen nicht einmal die volle Miethe bezahlen können; aber seit er ihr Schuldner geworden, schienen sie ihre Aufmerksamkeit für ihn zu verdoppeln. Er war auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch gesunken, mit einem lächelnden Blicke die Briefe mustend, die für ihn eingelaufen waren. Zurückgekommene Manuscripte und andere Unglücksbotchaften. Seit langer Zeit verfolgte ihn das Mißgeschick wie ein unsichtbarer, aber unverzöhnlicher Feind. Aus seiner glücklichen begonnenen Laufbahn herausgeschleudert, wollte es ihm nicht gelingen, neue Wurzel zu fassen. Langsam, aber stetig vollzog sich sein Ruin. Das Unglück würde ihn bewältigen, bevor er noch der Welt gezeigt, was er konnte. —

Doris war ihm gefolgt. Sie wartete auf ein erklärendes Wort von ihm. Müde und traurig blickte er jetzt zu ihr auf.

„Sie und Ihre Mutter, Doris, Sie überhäufen mich mit Güte. Ich fühle mich in dieser Stunde ganz erdrückt davon, weil ich gar nicht in der Lage bin, Ihnen meine tief empfundene Dankbarkeit zu beweisen. Ich muß fort...“

„Fort? — Nach Berlin zurück?“ fragte sie tonlos.

„Nein! Nicht nach Berlin, vorläufig wenigstens nicht. Jedenfalls gebietet mir meine Lage die allerstrengsten Einschränkungen. Ich... ich...“ Endlich fiel ihm die rettende Nothlüge ein. „Ich werde mit meinem Kollegen zusammen wohnen, dem es eben so schlecht geht, wie mir — mit jenem Doctor Weismann, von dem ich Ihnen bereits erzählt habe.“

„Ist das wirklich wahr?“ fragte sie leise. Thränen zitterten in ihrem Auge, in ihrer Stimme.

Er machte eine übermenschliche Anstrengung, und sagte, scheinbar ruhig: „Es ist wirklich so, Fräulein Doris! O — wenn Sie wüßten, wie leid es mir thut! Aber ich konnte nicht umhin, den praktischen Vorschlag des Kollegen Weismann anzunehmen.“

Sie lächelte wie geistesabwesend, als hätte sie nicht recht begriffen, und verließ wortlos das Zimmer.

Ihm war, als wäre der letzte Sonnenstrahl aus seinem Leben gewichen. Was vor ihm lag, war endlose, gestaltlos graue, trostlose Nacht!

V.

Ein Juni-Abend war's, und die Luft so schwül, als wäre es August. In den Straßen lag jener häßliche Dunst, den die ersten Sommertage in der Großstadt unfehlbar ausbrüten. Die Sonnenhitze des Tages hat die Pflastersteine und Mauern durchwärmt, und strahlt bei Einbruch der Nacht aus, gleich dem glühenden Athem eines Schmelzofens, allen Staub in schlechte Miasmen auflösend, vervielfältigend, festhaltend.

Hellmuth war heute umgezogen. Er hatte sich draußen, vor der „Linie“, in Hernals, eines jener kleinen, einseitigen Zimmerchen gemiethet, die man in Wien „Cabinetes“ nennt — draußen, wo Miethe und Lebensmittel billiger, und die Chancen, zu erwerben, ähnliche sind, wie in der Stadt.

Hellmuth hatte sich der lezten Mittel entblüht, um Frau Hartmann die schuldige Miethe zu zahlen. Anscheinend ruhig und gelassen war er dann aus dem Kreise der sieben Menschen geschieden mit dem Versprechen eines baldigen Besuches. Er hatte seine Hoffnung, seinen Gleichmuth behauptet, und sich geberdet, als handle es sich nur um einen Wohnungswechsel — weiter Nichts. Mit Doris hatte er kaum mehr gesprochen — nur Blicke getauscht. Gewiß — sie begriff, daß er unter dem Zwange einer traurigen Nothwendigkeit ging, daß er lieber nicht über die Sache sprach. Aber etwas Bedrückendes, Unbegreifliches blieb immer zwischen den Freunden und ihm. Bei diesem traurigen Ausgang tröstete ihn nur das Eine: daß er Doris' Ruhe durch kein überreiltes Gesträndniß gestört hatte.

Nun hatte er — mechanisch und gedankenlos — seine Kleider, seine Wäsche, seine sehr zusammengeschmolzenen Bücher ausgepackt und untergebracht. Das Kämmerchen enthielt Nichts als ein Bett, ein Tisch-

chen, zwei Stühle und einen Schrank. Alles dürftig, abgenüßt, mit dem Gepräge der Armuth. Eine verwaschene, roth gewürfelte Serviette bedeckte den Tisch, auf dem eine übelriechende, mit schlechtem Petroleum angefüllte Lampe stand. Gleichviel — er wollte darben, sparen — und die letzte Hand an seine Dichtung legen — die Arbeit mußte ihn retten — seine Seele, und auch seine bürgerliche Existenz.

Er rief jetzt das Fenster auf, das nach dem Hofe ging. Aber aus dem kleinen, von hohen Gebäuden umschlossenen Raume drang keine frische Luft herein, nur jener fade, trübselige Geruch nach Proletariat, der sich in die dumpfe Schwüle des Abends mischte. Es roch nach schmutziger Wäsche, nach jenem schlechten Fett, das die Armuth als Butter ist, nach unsauberen Ausgussrinnen — nach allem Möglichen. Fenster an Fenster war erleuchtet — dort schrie jämmerlich ein Kind, dort hämmerte ein Schuster, dort zankte ein Ehepaar, dort hachte man Holz, da plärrten zwei streitende Geschwister, dazwischen surrte eine Drehbank, und von der Straße her hörte man das Föhlen Betrunkener, die ihre Rundreise von Weinschant zu Weinschant mit Gassenhauern wirzten. In einer anderen Lage hätte diese Symphonie des gemeinen Alltagslebens für Hellmuth nicht Abichredendes gehabt; heute aber bedeutete sie ihm den Niedergang seiner Existenz, erfüllte sie ihn mit einem Gefühl trostloser Verlassenheit, Hoffnungslosigkeit und Vereinsamung.

Es pochte, und ein barfüßiger Junge, der Sohn seiner neuen „Quartierfrau“, trat ein, um ihm das „Abendblatt“ zu bringen. Hellmuth hatte dem Knaben vorher den Auftrag ertheilt, aber es seither wieder vergessen. Gewohnheitsmäßig überflog sein Blick das Blatt und blieb an einer Notiz im localen Theile haften. Sie lautete: „Wie wir schon im Morgenblatte kurz gemeldet haben, wurde gestern oberhalb der Brigittenauer Brücke die Leiche eines alten Mannes aus dem Donaucanal gezogen. Dieselbe ist heute agnoscirt worden. Der Todte erwies sich als identisch mit dem seit zwei Tagen vermißten Doctor Georg Friedrich Weismann, wohnhaft Breite Gasse 31. Doctor W. war vor etwa zwei Jahren von Berlin hierher gekommen und hatte versucht, sich durch literarische Arbeiten eine Existenz zu gründen. Da er sich jedoch ausschließlich mit vergleichenden Sprachstudien beschäftigte, so floßen seine Einnahmen sehr spärlich, und der Verarmte gerieth bald in drückende Noth. Wie es scheint, ließ ihm seine verzweifelte Lage keinen Ausweg mehr, als den Tod in den Wellen. Die Section ergab hochgradige Entkräftung und Abmagerung des Körpers.“ Dieser, dem Polizeibericht entnommene Notiz war eine redactionelle Bemerkung beigefügt, in welcher man versicherte, nur falsche Scham könne den alten Herrn in den Tod getrieben haben. Hätte er sich in Collegentkreisen offen und ehrlich Rath und Hilfe gesucht — ein Mann von so viel Wissen und Tüchtigkeit hätte nimmermehr zu Grunde gehen müssen. Merkwürdiger Weise sei übrigens gerade für die nächste Morgennummer ein größeres und recht bedeutendes Feuilleton aus der Feder des Verewigten vorbereitet gewesen. Die Leser würden sich also selbst ein Urtheil darüber bilden können, daß man eine so werthvolle literarische Kraft nicht hätte in Verfall gerathen lassen.

Hellmuth mußte bitter lächeln in all' dem Schreck, den er unwillkürlich empfand. „Ja — warum bettelte er nicht!“ sagte er sich erschüttert. „Betteln! Ist es nicht die einfachste Sache von der Welt!“

Mit entsetzlicher Klarheit überlief Hellmuth das Schicksal des greisen Berufsgeoffenen. Man fällt, wie es ihm, Hellmuth, geschah, durch irgend einen Zufall aus seinem geordneten Wirkungskreise heraus; anfangs weint man, das würde sehr leicht gutzumachen sein. Aber es ist viel schwerer, als man glaubt, wieder in seine Bahn hinein zu kommen. Das Geleg der Schwere zieht den Fallenden unerbittlich nach unten; seine Beziehungen entgleiten ihm, er verliert die Fühlung mit seinem Kreise — seine Arbeiten leiden unter dem Druck, der auf ihm lastet, er beginnt zu verarmen, immer hoffnungsloser zu werden. Auf einmal ist Nichts mehr um ihn, als eine große, schreckliche Debe, und dann? —

Es war sein eigenes Schicksal, welches Hellmuth unbarmherzig klar überblickte. Warum sollte nicht auch er sterben? Bisher hatte er noch nie daran gedacht. Seine Jugend, seine Gesundheit ließen den Keim der Todesgedanken in ihm nicht auskommen. Jetzt aber war der Gedanke da — mit sieghafter Gewalt bemächtigte er sich seiner Seele. Weshalb nicht aller Qual ein rasches Ende machen? Freilich, er, Hellmuth, hatte sein Talent — aber ihm fehlte, um etwas erreichen zu können, das Glück! Jener Weismann war ein alter Mann — ein morscher, modernder Stamm — ohne Hoffnungen und Aussichten im Leben, zudem einseitig verrannt in seine Sprachwissenschaft, für welche die Weltweit nur im engsten Kreise Interesse hat. Und er, Hellmuth, war jung, kräftig, vielseitig begabt, vielseitig brauchbar. Aber was nützte es? Er war im tiefsten Herzen, war zu Tode getroffen. Gleich einem Brandmale trug er das Eheband mit einem Weibe, das seiner so unwerth gewesen, trug er an den unbeflegbaren Folgen seiner Thorheit. Und für immer verloren — unerreichbar — war sie, die er von ganzer Seele liebte. Er fühlte, wie er sank — immer tiefer und tiefer in den Abgrund des Elendes versank. Er brauchte Flügel, um noch einmal hinauf zu kommen. Aber diese Flügel hätte ihm nur die Liebe geben können. Er jedoch durfte nicht lieben, durfte daher auch nicht hoffen. Nein — er gelangte nicht mehr nach oben — niemals mehr!

Der Mond kam jetzt über die Dächer herauf, und Hellmuth löschte seine abscheuliche Lampe aus. Der Mond, der da so plötzlich hinter jenem Fabrikthurm auftraute, erschien dem Einsamen heute wie etwas Magisches, Märchenhaftes. Mit seinem Silberschleier bedeckte er die häßliche Armuth rings umher. Wie ein theilnehmender Freund schien er Hellmuth anzublicken, der unbeweglich dasaß, wie erstarrt, wie verzaubert. Er spiegelte sich in dem ihm so neuen, ihm so fremden Gedanken an den Tod.

Es mag gut sein, so einzuschlafen, ohne wieder aufzuwachen! Aber es ist auch traurig, so einsam zu sterben, ohne vorher recht gelebt zu haben — der kurze Glückswahn seiner ersten Ehe war bis auf die Erinnerung in ihm erloschen. Er entsinnt sich seiner nur noch, wie eines Fiebertraumes. Das Glück, das ist ihm nur noch Doris! Ob er ihr sagen soll, wie sehr er sie liebt? Sein Herz drängt danach, ein einziges Mal seine Liebe auszustromen. Aber seine Vernunft warnt ihn. Ihr weiches, kindliches Gemüth würde zu Tode erschreckt werden durch das Geständniß des Selbstmörders. Am Besten wäre es, hier auf dem Fensterbrett gleich einzuschlafen für immer. Aber es geht nicht. Das Leben ist zöhe, es will mit Gewalt todgeschlagen sein. Und das Sterben ist so häßlich. Im Grunde schämt er sich, als Selbstmörder zu enden. Es müßte so geschehen, daß Niemand erfähre, wer der »Unglückliche«, der »Aermste« war. Er will nicht bemitleidet sein! Aber ist das nicht eine thörichte Eitelkeit? Ist's nicht ganz gleich, was man hinterher von ihm sagen mag, wenn es nur nichts Böses ist? Ueberhaupt — wer wird von ihm sprechen — wer wird nach ihm fragen? Gerda wird sich ärgern, weil sie um ihre Rechnung betrogen wurde. Nur Doris — sie — sie allein wird ihn betrauern... Wie sein Herz überquillt von Bitterkeit für sie! Und wie jammervoll es ist, sterben zu sollen, bevor er nur ein einziges Mal ihre Lippen geküßt hat!

Das Mondlicht gleitet lachte herein, und bedeckt die unsauberen Dielen des Stübchens mit seinem silberbläulichen Teppich. Und mitten auf diesem Teppich, von geisterhaftem Schein übergoßen, steht Doris, mit ihrer schüchternen Miene, mit ihrem kindlichen Lächeln, die Arme eng an die Brust gedrückt. Ihr weiches Gesichtchen sieht unirdisch zart aus; nur ihre rothen Lippen leuchten.

»Ich habe drei Mal geklopft,« flüstert sie verlegen. »Sie haben mich nicht gehört. Dann sah ich durch's Schlüsselloch — Sie saßen so traurig da!«

»Doris!« So war es ihm doch bestimmt, ihre Lippen ein Mal zu küssen, bevor er stirbt. »Doris!« Er umschlingt sie mit beiden Armen

und preßt sie an sich, küßt ihr Haar, ihre Augen, ihren Mund! Er weint, er lacht — er ist rasend. Sie wehrt sich nur schwach, und er wundert sich nicht, daß sie gerade jetzt gekommen ist.

Dennoch versucht sie, so weit der Sturm seiner Empfindungen dies zuläßt, ihr Kommen zu erklären.

Sie hatte im Abendblatte gelesen, daß Weismann bereits seit zwei Tagen vermißt werde und nun todt aus der Donau gezogen wurde. Er, Hellmuth, sei also nicht heute zu Weismann gezogen, wie ja auch aus des Legteren Adresse sich ergebe — er habe ihr also den wahren Grund seines Scheidens verschwiegen. Ob das auch recht — ob es unerlässlich notwendig gewesen sei? Zudem hatte er in der Lade seines Postes ein Manuscript vergessen, und sie fürchtete, er werde es für verloren halten und sich deshalb benehmen. Doch hatte sie es vorher gelesen — es war die neue Novelle — es war ein wenig spät geworden...

»Du hast die dumme Geschichte gelesen?« fragte er.

Jam ersten Male nannte er sie »Du«, aber sie wunderte sich auch darüber nicht.

»Ja. Und es ist so schön, wie die Beiden sich lieb haben!«

»So lieb, wie wir Beide uns haben — nicht wahr, Doris?«

»Ja — ja! So lieb, wie wir uns haben!«

Sie schmiegt sich an ihn, halb Kind, halb Weib, mit gläubiger, vertrauender Hingebung. Ihn erfaßte ein unbeschreibliches Entzücken, ein Gefühl übermenschlicher Glückseligkeit. Er liebt — er wird wiedergeliebt! Der Himmel öffnet sich ihm und überschüttet ihn mit aller Freude, die ein menschliches Herz fassen kann!

Er hat bei dem Allen noch die unbestimmte Vorstellung, daß Doris Alles weiß — sie hat ja seine Geschichte gelesen! Und was ist ihm jene, die Böse? Sie ist ihm nur noch ein Geipenst, ein Schatten! Er hält ja das Weib seiner Liebe am Herzen!

Und der Mond tritt hinter eine Wolke, als wollte er die beiden Glücklichen nicht stören.

Fortsetzung folgt.

Räthsel.

Räthselhafte Inschrift.



Accent-Räthsel.

... erhebt es sich in's Reich der Sphären;
... o ruft es zu — den Millionen.

Dramatisches Doppel-Combinations-Räthsel.

a, al, boh, bor, boss, dom, s, o, en, eu, gel, gen, ke, lar, las, lau, le, mo, mon, na, ne, no, ne, nel, o, pl, rat, re, ros, schio, si, si, sta, ta, ter, tor.

Aus obigen 57 Silben sind zunächst 17 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

1. Afrika'sches Ge- 9 Hauptbestandtheil
2. Gumbas-Insel. 10. Starkeß Bier.
3. Theil des betra- 11. Seeräuber
4. Göttin der Strafen- 12. Großherz.
5. Name. 13. Milchspender.
6. Stadt in Preußisch- 14. Griechischer Liebes-
7. Natur-Erscheinung. 15. Befestigungsmittel.
8. Reichthum d. Bräutig. 16. Klammer.
9. Apoll.

Durch Umstellung der Buchstaben ist dann jedes der ersten Wörter auf die Weise in ein anderes Wort zu verwandeln, daß die Anfangs-lettern der entsprechend gebildeten neuen Wörter ein Drama von Schafspitze nennen.

hängt	ste	dieh	ein-		über	koof	zwei	stein
aus	ten	ret-	mal		küpf'	den	lieb-	und
lach'	zu	nar	stich'		jeße	so	lieb	te
a	dieh		wie	nar	ga-		schuel-	nicht
in	thal		die				wie	stü-
dein	aus						ge-	stuel
lieb'	ten						amal-	lein
set-	die						(aus	lieb-
ru-	ten-						von	ru-
mit	icht	des	Kun				ling)	er-
							sp-	hoff

Mai-Sönigspromenade.

Köpf-Räthsel.

Ich bin ein Ding, das Jedermann Nicht allemal getragen kann; D'rum küpf' er mich und hee' mich ein, Dann hat er keine Scherren'n, Kann sich besch'n die ganze Welt, So lang' das Kellen ihm gefällt, Bis wegemüde und erschöpft Nur kurzweil wieder er mich küpf't, Dann werde ich ein Bösewicht, Der selbst gekränke Köpfer nicht Und kraktes doch zu jeder Zeit Sich zeigt, weil er — gestempelt ist.

Lösungen der Räthsel in Heft 15.

Damen-Lutensack-Kollettsprung:

O, häit' zu Frauenherzen Den Schlüssel ich im Heu, Daß ich sie nach Belieben Könn' kitzeln auf und zu: Ich läß' in jedes Räthchen Mit Augen hell und schnell, Und was mir nicht gehele, Krach' ich herauf zur Stell'. Häit' ich allkann gekübert Die Spiegelkaut und rein, Sehe' ich geschwind in jedes Weis' ein'nes Bild hinein, Und sperre zu und läße Den Schlüssel in's Gewehr, Und läß' unwehrendiglich Ihn in das tieße Meer.

Rud. Spelling.

Politisch-finanzielles Silbenräthsel.

Romanow
Übergabe
Curatel Die Anfangs- und End-
K a l a f Buchstaben, abwärts ge-
O l i d o lesen, geben:
Australien
Boowulf Rückgabe des Welfen-
E r a t o fouds.
D e g e n
E d u a r d
S o m i r a m i s

Beständiges Lettern-Ausscheidungs-Räthsel Lagune, Grass, Koralle, Leistung, Brust, Vetter, Korch, Feder, Galah, Thoma, Veilch, Landung, Tausch, Bibel, Bruch, Wange, Vordrang. Die fetten Lettern, der Reihe nach gelesen, geben:

Großer Damenabend.

Kapitel-Räthsel: Falte — Alt.
Scherz-Logogriff:
I. Matrose — Matrone.
II. Gebad — Gepad.



Für Haus und Küche.

Der Salat. Salat muß »mit Liebe« bereitet werden, also jedenfalls von der Hausfrau selbst, etwa sogar vor den Augen der Tischgenossen. In Oesterreich und in England wird verhältnismäßig wenig von dieser ebenso gesunden als wohlschmeckenden Beise gegessen; die Deutschen und die Franzosen genießen mehr davon; sie geben die Hauptregeln sogar durch die Sprüche an: »Einen Weizhals für den Essig. — Einen Verschwender für das Del. — Einen Weisen für das Salz. — Einen Narren für das Rischen! Oder: »Soyez avares avec le vinaigre. — Soyez prodigues avec l'huile!« Wir sagen ganz prosaisch: Die zu Salaten benutzten Gemüse müssen jung, zart und frisch geblüht sein; die Reinigung ist sehr schnell vorzunehmen; nie dürfen die Blätter oder Wurzeln im Wasser liegen bleiben, da dasselbe verhältnismäßig auslaugt. Man trocknet dann die Blätter zwischen einem reinen Tuche ab und macht für Haupt- und andere Salate eine Mischung von etwas französischem Senf, einem hartgekochten Eidotter, Essig, Del, Salz und einer schwachen Peise Zuder; bevor man die nett angerichteten Blätter oder Wurzelscheiben damit anmacht, prüft man diese Mischung auf den Geschmack, um etwaige Mängel noch rechtzeitig beheben zu können. In Norddeutschland bereitet man den Kopfsalat mit saurem Rahm, Essig, Salz und einer Prise Zuder. Eine wenig bekannte Zubereitung ist die mit angebratenem Speck, Essig, rohen Eidottern, Pfeffer und Salz. Die Speckstücken werden mit vermischt; dieser Salat wird warm aufgetragen.

Radieschen und Rettigsalat. Die Scheiben werden mit Salz bekrant und zugedeckt an einen kühlen Ort gestellt. Nach einer halben Stunde läßt man das abgetretene Wasser ablaufen, brüht mit einem silbernen Löffel auf die Scheiben, damit sie trockener werden, und macht sie mit Essig und Del an. Geriebener Rettig, mit Essig, Del, Salz und Pfeffer abgerührt, gibt eine sehr erfrischende Sauce.

Der Gurkensalat wird in derselben Weise wie der vorige bereitet, nur that man der leichteren Verdaulichkeit wegen Pfeffer dazu. Man schält die Gurke vom Stiele nach der Spitze zu, schneidet sie aber in umgekehrter Richtung und kocht sie, da die Spitze oft bitter ist, während sonst die ganze Frucht gesund blieb. Gurkenscheiben, eingesalzen und jeß in Streifen gepreßt, halten sich monatelang.

Das Kochen der Karoffeln. Man wäscht sie unmittelbar vor dem Kochen, lege sie in kaltes, schwach gesalzenes Wasser, lasse sie darin bis zur Hälfte kochen, gieße dann dieses Wasser ab und frisches, siedendes Salzwasser nach, in welchem man sie hart aufkochen läßt. Sobald man sich durch einen Stich mit der Gabel überzeugt hat, daß die Erdäpfel weich sind, wird ein Eßlöffel kaltes Wasser dazu gegossen, damit sie platzen. Auf diese Weise behalten sie ihr Aroma.

Hamburger Rauchfleisch (mitgetheilt von einer Abonnentin). 5 bis 6 Rilo Fleisch (die freundliche Einsenderin braucht die uns unbekannt Bezeichnung: gestufter Japfen) werden mit 25 Dela geriebenem Salz, 3 Dela

Zuder, 4 Gramm Salpeter in ein Thongefäß eingelegt, beschwert und durch zwei Wochen an jedem zweiten Tage umgedreht. Dann wird es eingerollt und zum Selcher gebracht.

Russische Crème (mitgetheilt von derselben Dame). 1 Flasche Weißwein, 25 Dela Zuder auf 2 Citronen abgerieben, der Saft von 3 Citronen, 4 ganze Eier, 8 Eidotter, 3/4 Dela aufgelöste Gelatine, werden bis zum Kochen auf dem Herde im Schneebeden geschlagen. Dann wird die Mischung rasch in eine Schale gegossen, mit einem Weinglas Arac verjagt und langsam in Pausen geschlagen, bis sie nicht mehr warm ist. Schließlich fällt man die Crème in eine mit Wasser ausgespülte und mit Zuder ausgeführte Form, welche in Eis gebettet wird. Vor dem Gebrauche wird die Crème aus der Form gekürzt.

Vanille-Crème mit Hohlhippen. 7 Deciliter unangerahmte Milch werden mit einer Stange Vanille gekocht, welche, wenn die Milch erkaltet ist, herausgenommen und zur Wiederverwendung aufbewahrt wird. In einem Topf sprudelt man die angeführte Milch mit 9 Eidottern und 18 Dela Zuder glatt ab, stellt sie auf Kohlenfluth und sprudelt so lange, bis die Crème anfängt dick zu werden, ohne daß sie kocht. Die Milch kommt dann in einen anderen Topf, wo sie bis zum Kühlwerden zu rühren ist; man mischt sie weiters mit 2 Dela aufgelöster Gelatine und 1/2 Liter festgeschlagenem Obers (Sahne) und verfährt so, wie seinerzeit bei der Früchten-juze angegeben wurde, nur daß 3 Einlagen von Hohlhippen gemacht werden. Wer diese Crème nicht fürgen will, schüttet sie in eine Glasschale, macht nur eine Einlage von Hohlhippen und bedeckt sie von außen damit. Anna Förster.

Fragen und Antworten. Ein wirklich durchschlagendes tonliches Mittel kennen? Die Antwort wurde von einem berühmten arabischen Arzt in einem medicinischen Blatte gegeben: In Folge des während einiger Zeit (1 oder 2 Monate) fortgesetzten Gebrauchs des »Quintus-Mela« von H. Koharraque haben wir gesehen, wie sich wirklich wunderbare Resultate einstellten, und wie zerstritte Constitutionen wieder gekräftigt wurden und sogar eine Regeneration erlitten. Darum sehen wir nicht an zu bekennen, daß das Quintus Koharraque nach unserer Meinung das zuverlässigste der bekannten tonischen Mittel ist. 1872

Dr. Wahn, médecin principal de l'Hôpital de Cherebell (Algier).

Verküht.

Verküht ist Vieles auf Erden,
Verküht und populär:
Doch wie die Congo-Seife
Verküht ist gar nicht mehr!

1518

Parfumerie Victor Valster, Paris.

Erhältlich in allen feinen Parfumerien und an groß: Wien, I., Postgasse 18.

Von dem vorzüglichen Kochbuche: »Frato's Süddeutsche Küche« liegt nun schon die 22. Auflage vor. Preis geb. 3 fl.

Complete Küchen-Einrichtungen v. 25 bis 600 fl. bei Richard Emmer, l. u. l. Hoflieferant, Wien, Stefansplatz 7 (fürherzöflich-bischofliches Palais). Illustrirte Preis-Courante franco.

Kaisert. königl.  landesbefugte
Wäsche- und Leinenwaaren-Fabrik
Weldler & Budie,
k. r. Hof-Lieferanten, Wien, I., Tuchlauben Nr. 13.
Etablissement für Braut-Ausstattungen, Wäsche-Ausstattungen für Neugeborene,
Kleider Herren-, Damen- und Kinderwäsche. 1401
Reich illustriertes Preisbuch franco und gratis.

Damen-Handarbeits-Specialitäten-
Geschäft **Ludwig Nowotny,**
Wien, I., Freisingergasse 6 1447
seit 1825 bestehend.
Alle Arten Stickereien, Häkelereien, Nostirungen, wie sämmtliche dazu ge-
hörnde Materialien. Auch die nicht unter meinem Namen in der »Wiener
Meis« erscheinenden Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets
auf Lager. — Muster- und Auswahl-Bestellungen auf Wunsch umgehend.

Clavier-, Harmonium-Etablissement u. Leihanstalt
Franz Nemetschke & Sohn
l. u. l. Hof-  Lieferanten. 1403
Wien, I., Bisterstrasse 7. — Baden, Bahngasse 23.

Sammelkasten zum Aufbewahren der **Wiener Mode-Hefte**
zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Franz Arnold & Co.
I., Bognergasse 1
„Zum Schmetterling“
empfehlen zur Frühjahrs- und Sommer-Saison:
Luftstiekerien
in allen Größen und Preisen, der am meisten favorisirte
Artikel für Kleider-Ausputz in dieser Saison. 3-5
Spitzen & Spitzen-Volants
schwarz, in Gelpore oder Chantilly, für Kleider und Mantelets.
Gürtel in Spitz-Form
aus Spitzen oder Passamenterien.
Reizende Neuheiten in
gestickten Kleidern, Spitzen-Mantelets,
Spitzen-Ueberwürfen, Blousen etc.

„Zum goldenen Fassel“. **L. Baumhackl & Cie. Wien** VI. Bez.,
Mariahilferstrasse 41.
empfehlen ihr reich sortirtes Lager von Neuheiten in englischen, französischen, sowie inländischen Damen-Roben-Stoffen.
Stoffmuster auf Verlangen. Illustrirter Catalog franco.
Stets das Neueste in Confection für Damen.